



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

✱✱: Aus Paul Lindaus Flegeljahren : eine Erinnerung zu seinem siebzigsten
Geburtstage

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

gegebne Mittelpunkt für alle gemeinnützigen Bestrebungen im Deutschen Reiche, und da sie ihren Sitz in Berlin hat und fast mit allen gemeinnützigen Körperschaften irgendwie Fühlung unterhält, würde es ihr am leichtesten sein, den Kursus ins Leben zu rufen und zu leiten.

Die Vorteile, die der gemeinnützige Ferienkurs mit sich bringen würde, müssen sehr hoch eingeschätzt werden. Einige davon sind schon oben angedeutet: eine bessere Orientierung der Teilnehmer an gemeinnützigen Bestrebungen auf dem weiten Felde der eignen und benachbarten Bestrebungen, die Vermeidung unnützer Kraftverschwendung, das Lernen aus den Erfahrungen anderer. Nicht der kleinste Vorteil aber würde der sein, daß eine ganze Anzahl von Menschen, die Lust und Zeit haben, sich dem gemeinnützigen Leben wenigstens für einige Stunden der Woche zu widmen, sich einen Überblick darüber verschaffen könnten, und daß sie nicht nur zur Teilnahme an gemeinnützigen Bestrebungen angeregt und vorgebildet, sondern auch in den Stand gesetzt werden würden, sich auf diesem weiten Felde ein engeres Gebiet auszusuchen, für das Neigung und Fähigkeit sie besonders geeignet machen würden. Es will mir auch nicht unwahrscheinlich vorkommen, daß der eine oder andre Teilnehmer für ein bestimmtes Gebiet so große Vorliebe gewinnt, daß er (oder sie) für den betreffenden gemeinnützigen Zweck eine größere Summe spendet. Auf alle Fälle wird der Kursus, auch wenn er sich unerwarteterweise nicht bezahlt machen sollte, gute Früchte tragen und unserm gemeinnützigen Leben zu kräftigem Aufschwunge verhelfen. Es wäre prächtig, wenn er schon Anfang Oktober 1909 stattfinden könnte.



Aus Paul Lindaus Flegeljahren

Eine Erinnerung zu seinem siebzigsten Geburtstage



nsre heutigen Studenten wissen nicht, wie gut sie's haben. Fast an allen deutschen Universitäten werden Vorlesungen gehalten über deutsche Literaturgeschichte, über französische und englische Literaturgeschichte, über Kunstgeschichte, Musikgeschichte, Ästhetik, und für alle diese Fächer gibt es einen „ordentlichen“ Professor, einen „außerordentlichen“ Professor und womöglich noch einen Privatdozenten, und diese alle züchten in Seminaren und Gesellschaften mit Hilfe von Seminararbeiten und Doktorarbeiten eine solche Menge von Nachwuchs, daß nicht nur Bibliotheken, Museen und Konservatorien, Verlagsbuchhandlungen und Zeitungsredaktionen reichlich mit akademisch gebildeten Helfern versorgt, sondern auch die Lehrstühle der Universitäten in Zukunft werden doppelt besetzt werden können.

Grenzboten II 1909

62

Wie anders war das noch vor vierzig Jahren! Da galt noch alle Beschäftigung mit Literatur- und Kunstwissenschaft für universitätsunwürdig; nur „Dilettanten“, „Literaten“ und „Journalisten“ gaben sich mit dergleichen ab. Ein Mann wie Lüble wurde über die Achsel angesehen. Männer wie Anton Springer und Jakob Burckhardt konnte man zwar nicht gut über die Achsel ansehen, aber doch nur deshalb nicht, weil sie nicht bloß Kunsthistoriker, sondern auch Historiker waren. An der Leipziger Universität gab es damals einen einzigen Dozenten für deutsche Sprache und Literatur. Seine Lieblingskollegien waren: Deutsche Grammatik, das Nibelungenlied und Goethes Faust. In der Grammatik aber kamen wir nicht über die Laut- und Formenlehre, im Nibelungenlied nicht über die böse Handschriftenstreiffrage, im Faust nicht über die alten Faustbücher hinaus — dann war das Semester wieder zu Ende, wenn nicht für den Professor, so doch jedenfalls für uns. Bei der hundertjährigen Feier von Gellerts Todestag (13. Dezember 1869) hielt nicht er, sondern ein Theolog, und zwar der Dogmatiker, die Gedächtnisrede! Neben ihm gab es einen Dozenten für die romanischen Sprachen und Literaturen, der sich aber auf Grammatik des Altfranzösischen beschränkte, und dessen Hauptarbeitsgebiet gar nicht die romanischen Literaturen, sondern die mittelalterliche lateinische Literatur war. Die englische war überhaupt nicht vertreten. Der sie einmal vertreten hatte, war einige Jahre zuvor gestorben, ein komischer alter Herr, der im Kolleg mit geschlossenen Augen, den Bleistift an der Nase, seine Weisheit geheimnisvoll unter die paar Zuhörer raunte, die — mehr joci causa — an heißen Sommer- nachmittagen in seinem kühlen Auditorium in Hemdsärmeln saßen und rauchten. Er las ein Kolleg über Shakespeare, über den er auch ein zweibändiges Werk geschrieben hatte: „Shakespeare in seiner Wirklichkeit“, außerdem ein Kolleg über Ästhetik, aus dem mir wenigstens ein Satz in der Erinnerung geblieben ist, der Satz: „Gelb, meine Herren, Gelb ist die Farbe der Schnelligkeit; gelb ist die Sonne, gelb ist der Löwe, gelb sind die Postkutschen.“ Ob auch die Postkutschen wirklich von ihm stammten, oder ob wir sie hinzugefügt hatten, weiß ich nicht mehr. Die Kunstgeschichte war nur als Geschichte der antiken Kunst da. Über Phidias und Polygnot wurden wir sehr eingehend unterrichtet; die Parthenonskulpturen und die Lade des Kypselos waren uns vertraute Kunstwerke. Über einen neuern Künstler aber hörten wir höchstens gelegentlich einmal ein Wort in einer geringschätzigen Parallele. Für Musikwissenschaft und Musikgeschichte hatte sich eben ein vielversprechender blonder Jüngling habilitiert; als er aber angefangen hatte, im Tageblatt Konzert- und Opernberichte zu schreiben, wurde seine Kenntnis, sein Urteil und seine ganze Bildung der Fakultät mit Recht so verdächtig, daß, als es einmal ausnahmsweise eine musikgeschichtliche Arbeit zu begutachten gab, sie nach Berlin geschickt wurde.

Nun war aber noch einer da, eine Art „Mädchen für alles“, ein schon bejahrter Herr, ein höherer Fünfsziger mit langem grauem Haar und grauem Schnurrbart, von Geburt ein Bauführer; er sprach wie ein Feldwebel und schnarrte

ein mächtiges Jungen-r. Das war der außerordentliche Professor Dr. Johannes Minckwitz. Er war von Haus aus eigentlich klassischer Philolog, Schüler Gottfried Hermanns, mit dem er aber zerfallen war, seit er sich der deutschen Dichtung, insbesondre der Übersezungskunst zugewandt hatte. Er hatte Übersezungen des Homer, der griechischen Tragiker und des Aristophanes geliefert (für die bekannten zwei Stuttgarter Übersezungssammlungen), auch mythologische Werke verfaßt. Er hatte in den dreißiger Jahren mit Platen in Briefwechsel gestanden und hatte diesen Briefwechsel und später auch Platens Nachlaß herausgegeben. Er hatte Lehrbücher über deutsche Verskunst veröffentlicht und unter dem Titel „Der neuhochdeutsche Parnas“ eine deutsche Literaturgeschichte von 1740 bis 1860 drucken lassen, worin höchst auffällige Urteile über zeitgenössische Dichter standen. Er hatte aber auch selbst gedichtet, und zwar fast ausschließlich reimlose Oden, in denen er Gott und alle Welt, gekrönte Häupter, Gelehrte und Dichter ansang, in so kunstvollen pindarischen Strophen, daß er über jede Ode die Versmaße setzen lassen mußte, damit man sie richtig standieren könne. Auch ein Schauspiel hatte er verfaßt: „Der Prinzenraub“, das er dem damals zehnjährigen Prinzen Albert, dem nachmaligen sächsischen König, gewidmet hatte, wobei er ihm aber den Rat gegeben hatte, es nicht zu lesen. Daß er sich für einen sehr großen Dichter hielt, unterlag keinem Zweifel. Schon seit Jahren war er überzeugt, daß er „dem Zeitenmeer der Ode dritten Preis entrungen“ habe, und in seinen Schriften über Poetik führte er mit Vorliebe seine eignen Dichtungen als Beispiele und Muster an. Sein dichterisches Hauptwerk aber war noch ungedruckt. Er hatte, wohl angeregt durch das Jubiläum von 1863, ein großes Epos über die Leipziger Völkerschlacht in Angriff genommen. In Leipzig erzählte man sich die wunderbarsten Dinge davon, denn er hatte schon wiederholt Proben in kleinern Kreisen zum besten gegeben, auch in seinen Kollegien Stücke daraus vorgelesen. In den Oktobertagen des Jahres 1869 nun trat er endlich damit an die Öffentlichkeit. Er ließ an zwei Abenden hintereinander im Saale des alten, geschichtlich berühmten Hôtel de Prusse — des Hotels, wo Napoleon die Nacht vom 18. zum 19. Oktober 1813 zugebracht hatte — Bruchstücke seines Epos von einem Schauspieler, der im Besitz eines gewaltigen Brusttons war, vortragen, nach einer literargeschichtlichen Einleitung, in der als die drei größten Epiker aller Zeiten Homer, der Dichter des Nibelungenliedes und Ariost gepriesen wurden. Als vierten ihnen in Zukunft sich selbst angereicht zu sehen, war, wenn auch nicht die ausgesprochne, so doch die stillschweigend gehegte Hoffnung des Dichters. Der Erfolg war aber ganz niedererschlagend. Die spärlich erschienenen Zuhörer langweilten sich; nur ab und zu wich die Langeweile einer gewissen Heiterkeit, nämlich bei besonders prosaischen Wendungen, geschmacklosen Bildern und ungeschickten Reimen. Selbst das zahme Leipziger Tageblatt bewunderte zwar, welche Anstrengungen der Verfasser gemacht habe, um dem Stoffe poetische Seiten abzugewinnen, rühmte auch, daß an einzelnen Stellen „der echte epische Geist

aufblitze“, mußte aber doch zugestehn, daß an vielen andern Stellen „die prosaischen Vorgänge den Dichter mit in die Prosa hineingezogen“ hätten. In andern Zeitungen aber — in der Leipziger Zeitung, in den Leipziger Nachrichten und im Theater- und Fremdenblatt erschienen nur absprechende Berichte. Unter den Beispielen von Geschmacklosigkeit, die angeführt wurden, waren gewiß manche mit Unrecht aufgestochne; so, wenn der Dichter gesungen hatte:

Er will ins Netz uns locken,

Wie man auf diesen Fluren die Lerchen fängt zu Schocken.

Diesen Vergleich konnte nur jemand lächerlich finden, der nichts davon wußte, daß wirklich früher auf den Feldern um Leipzig die Lerchen schockweise mit Netzen gefangen und dann in Schachteln gepackt zu Markte gebracht worden waren. Wenn es aber dann weiter hieß, daß das „Knacken“ der Flintenhähne geklungen habe, „wie wenn im hohen Tann die bunten Spechte hacken“, wenn das im Winde zitternde Pappellaub verglichen wurde mit „Vögeln, welche (!) zappeln“, wenn Napoleon, „der große kühne Weisel im Schlachtenbienenstock“, den kämpfenden Italienern zurief:

Es tut euch nichts, Putzhühnchen, laßt nur die Kugeln tanzen,

Und denkt in euerm Herzen: es regnet Pomeranzen!

wenn Reime ans Ohr schlugen wie Speer und Lorbeer, Moor und Stadttor, Sturm und Leuchtturm, Qualm und Schlachtpsaln, so mußte das ja komisch wirken. Die größte Heiterkeit hatte es erregt, daß Napoleons kupferfarbig fahles Gesicht mit einem „bräunlich glatten Solei“ verglichen worden war — freilich auch ein echt Leipziger Einfall wie die Lerchen. Nun hatte aber den einen der drei absprechenden Berichte, den in der Leipziger Zeitung, eine Persönlichkeit unterzeichnet, die sich ebenfalls für einen großen Dichter hielt: der „Cavalier“ Julius Schanz, der damals Leipzig wieder einmal mit seiner Gegenwart beglückte, nachdem er, ein zahm gewordner Revolutionär von 1848, einige Jahre in Italien als Professor der neuen Sprachen und Literaturen gewirkt hatte, ein recht bedenklicher literarischer Schnorrer, und nach einigen Tagen wurde gar bekannt, daß er auch die beiden andern Berichte, die nicht unterzeichnet gewesen waren, geschrieben hatte! Also unzweifelhaft ein Racheakt — Minckwitz hatte ihn vor Jahren einmal aus dem Hause geworfen! —, und dabei tat der „Cavalier“, als ob er nur „das Interesse der deutschen Literatur“ gewahrt, die „Würde der Kunst“ gegen Minckwitz geschützt habe. Die Folge war ein Preßgeplänkel von Gesandts, durch das sogar der chronische Preßkampf, der damals in Leipzig zwischen den Freunden Laubes und den Anhängern Gottschalls um das Theater tobte, auf einige Tage unterbrochen wurde. Für das neue Semester hatte Minckwitz wieder sein berühmtes Kolleg angekündigt: „Die deutsche Poesie seit Schillers Tode“. Die Studenten, die von dem Völkerschlachtepos gehört hatten, freuten sich mächtig darauf und fanden sich in hellen Haufen in dem Auditorium Nr. 17 ein, weil sie sich einen Hauptjux versprachen. Drei Tage hintereinander war das Auditorium abends von sechs bis sieben Uhr

nicht gefüllt. Aber wer nicht kam, war Minckwitz. Die Studenten mußten sich allein amüsieren, sie blieben zusammen, rauchten, hielten Reden und sangen Lieder („Der Herr Professor liest heut kein Kollegium“), sodaß sich vor den Fenstern, die hinaus auf den Augustusplatz gingen, das Publikum ansammelte und erstaunt aufhorchte. In den nächsten Tagen aber verlor die Sache ihren Reiz; man fragte nicht mehr nach dem Epos.

Da kam unerwartet noch ein Nachspiel. Im Frühjahr 1869 hatte sich ein jüngerer „Literat“ in Leipzig niedergelassen, aus Magdeburg gebürtig, Heinrich Gustav Paul Lindau geheiß. Er war zuletzt in Elberfeld sesshaft gewesen, als Redakteur bei der Elberfelder Zeitung, hatte aber den Staub Elberfelds von seinen Füßen geschüttelt, nachdem er von der dortigen „Zuchtpolizeikammer“ zu 25 Talern Strafe verurteilt worden war, weil er in einer angeblichen Korrespondenz aus Köln („Militärgerichtliches“) „die Einrichtungen des Staates resp. die Anordnungen der Obrigkeit durch Verbreitung teils erdichteter, teils entstellter Tatsachen dem Haffe und der Verachtung ausgesetzt“ hatte. In Leipzig hatte er einen Unterschlupf gefunden bei der damals von Dohm und Rodenberg im Verlag von Payne herausgegebenen Monatschrift „Der Salon“. Hier hatte er seit dem April unter dem Titel „Harmlose Briefe eines deutschen Kleinstädters“ äußerst schnoddrige Feuilletons veröffentlicht, worin er Personen und Vorgänge, die sich gerade in den Vordergrund des Tagesinteresses drängten, verspottete (Gustav Rasch, Ludwig Eckart, Tempelhey, den Wiener Journalistentag, die Humboldtfeier, Uda Christen usw.). Sie waren zwar alle nach demselben Rezept gemacht, aber doch meist so ergötzlich, daß dem Erscheinen jedes nächsten Heftes mit Vergnügen entgegengesehen wurde. Nun war aber für die Dezembernummer offenbar Stoffmangel, und so verfiel der „Kleinstädter“ auf — den armen Minckwitz! Er war zwar gar nicht in den beiden Vorlesungen gewesen, kannte das Minckwitzsche Epos nur vom Hörensagen und aus den Zeitungsberichten des „Cavaliers“, aber das Heft war fällig, und so mußte Minckwitz herhalten. Diesmal war aber der „Kleinstädter“ an den Unrechten gekommen. Minckwitz stellte beim Leipziger Bezirksgericht Strafantrag gegen den „Salon“. Lindau bekannte sich sofort als den einzigen Schuldigen, das Verfahren gegen ihn wurde mit den üblichen Nachforschungen über etwaige „Vorstrafen“ eröffnet, und am 26. März 1870 reichte Lindau zum Aktenschluß folgende von ihm eigenhändig geschriebene Verteidigung ein*):

Die von Professor Minckwitz unterzeichnete Klageschrift, in welcher geradezu beleidigende Ausdrücke, wie „grobe Schmähung“, „niedrige Verleumdung“, „Boßheit“, „Falsum“, deren Beurteilung und Zulässigkeit dem Gericht unterstellt bleiben, mit einer Freigebigkeit ausgeteilt werden, als handle es sich um schlechte Verse, erachtet vornehmlich drei Stellen meines Artikels für strafbar.

*) Die Akten waren vor einigen Jahren mit tausend andern Aktenstücken zum Einstampfen bestimmt, wurden aber von einem Kundigen, der hinter der trocknen Registratur „Minckwitz contra Lindau. 1869“ den schmachhaften Inhalt witterte, vor diesem Schicksal bewahrt.

In dem Passus: „Es gibt keine Dummheit, deren ein deutscher Professor nicht fähig wäre“, erblickt Herr Professor Minckwitz einen Angriff auf seine akademische Würde.

Abgesehen davon, daß dieser Passus in seiner ganz allgemeinen Fassung zu einer solchen speziellen Deutung in keiner Weise berechtigt, veräußert es die Klageschrift, hervorzuheben, daß ich diesen Ausruf einen von mir ausdrücklich als polternden, extravaganten und extremen Menschen bezeichneten „Doktor“ sagen lasse, daß ich mich keineswegs mit diesem und seinen Ansichten identifiziere und durch den Zusatz „Der Anfang war vielversprechend“ deutlich zu verstehen gebe, daß ich die Auffassung und den Ausdruck der von mir als „Doktor“ bezeichneten Persönlichkeit nicht teile. Wollte man aber den Schriftsteller für jede Äußerung, die er einer von ihm kreierten Persönlichkeit in den Mund legt, persönlich verantwortlich machen, wohin würde das führen? Dann würde, um nur ein Beispiel anzuführen, wohl auch Schiller wegen der Gottlosigkeiten und Unsitlichkeiten, die Franz Moor spricht, zur Rechenschaft gezogen werden können?

Im übrigen wiederhole ich, daß die Fassung des betreffenden Passus die Nutzenanwendung, welche Professor Minckwitz davon macht, gar nicht zuläßt. Ich lasse den Doktor sagen: „Es gibt keine Dummheit, deren ein deutscher Professor nicht fähig wäre!“ und das bezieht Herr Professor Minckwitz auf sich. Was ihn dazu veranlaßt, diese allgemeine Sentenz zu einer persönlichen Beleidigung zuzuspitzen, ist mir unklar. Es ist mir nicht bekannt, daß ein Zeitgenosse Schiller verklagt habe, weil dieser seinen Karl Moor sagen läßt: „Mir ekelt vor diesem tintenfleckenden Stakulum“, „Menschen, Menschen! falsche, heuchlerische Krokodilbrut!“ und ähnliche injuriöse Allgemeinheiten. Ich habe bis jetzt nicht vernommen, daß ein Theaterfreund Goethe verklagt habe, weil dieser dem Schauspieldirektor die recht unfreundlichen Worte in den Mund legt:

Beseht die Gönner in der Nähe,
Halb sind sie kalt, halb sind sie roh!

Und so ließen sich aus den Werken unsrer größten Dichter Hunderte und Tausende von Stellen aufführen, die beleidigend sein müßten, wenn es statthaft wäre, dem Allgemeinen eine bestimmte Richtung auf eine spezielle Person zu geben. Ich kann also in dem angezogenen Passus etwas Beleidigendes, Strafbares nicht erblicken.

Der zweite angeklagte Punkt betrifft die Herrn Professor Minckwitz zugeschriebene Äußerung: es gebe bloß drei große Epiker: Homer, den Verfasser des Nibelungenliedes, und den dritten verbiete ihm seine Bescheidenheit zu nennen.

Ich konstatiere zunächst, daß diese oder eine sinnverwandte Äußerung Herrn Professor Minckwitz allerdings zugeschrieben wird. Davon kann sich jeder überzeugen, der in den literarischen und akademischen Kreisen Leipzigs verkehrt. Und ich war, als ich jene Zeilen niederschrieb, von der Richtigkeit des verbreiteten Gerüchtes vollkommen überzeugt. Damit will ich keineswegs gesagt haben, daß Professor Minckwitz diese Äußerung in der Tat getan habe, und ich habe keinen Grund, die Berechtigung seiner energischen Ablehnung in Zweifel zu ziehen. Aber wie dem Gerüchte entgegenzutreten? Eine einfache Berichtigung hätte nach meinem Dafürhalten vollkommen genügt, und ich würde es für meine Pflicht gehalten und mir ein besondres Vergnügen daraus gemacht haben, einer solchen berichtigenden Notiz die Aufnahme in den „Salon“ zu erwirken. Welches strafbare Moment in dem Passus enthalten sein soll, habe ich nicht ergründen können.

Den größten Nachdruck legt die Klageschrift auf den letzten Punkt. Ich veröffentliche nämlich unter dem Titel: „Der Tod des Heldenjünglings“ einige recht schlechte Verse mit recht schlechten Reimen und behaupte, diese Verse seien mir von

einem Freund zugesandt worden, dem Mindwiz einen Einblick in das noch ungedruckte Gedicht „Die Völkerschlacht bei Leipzig“ gestattet habe; diese Verse seien also von Mindwiz. Die Klageschrift bezeichnet dies als ein Falsum, als einen Namensmißbrauch.

Wunderbar! Wenn man zugibt, daß Satire und Parodie berechnete Formen der literarischen Kritik seien — und ich glaube nicht, daß es in Abrede gestellt werden kann —, so ist es geradezu unerfindlich, wie man in dem von mir verfaßten Artikel etwas anderes erblicken kann als eine durchaus berechnete, rein literarische Kritik. Selbst die Klageschrift gibt zu, daß ich nicht im entferntesten die Absicht gehabt habe, das Publikum über die Urheberchaft der unter dem Namen „Mindwiz“ veröffentlichten Verse zu täuschen. Es konnte dies auch um so weniger meine Absicht sein, als das Publikum des „Salon“, wie jeder Buchhändler bestätigen kann, ausschließlich den gebildeten, urteilsfähigen Klassen angehört. Von einem „Falsum“, von einem „Namensmißbrauch“, die hier vorliegen sollen, kann unter vernünftigen Menschen gar nicht die Rede sein. Daß Herr Professor Mindwiz, der in majorom poetae gloriam alles mögliche tun mag, so weit gehen sollte, selbst zu schreiben:

Geh lahm, mein Humor, nimm Krücken und hink', Wis,
Ach, später werd' ich besungen von Mindwiz,

oder:

Leb wohl, Kamerad, mein Bruder, mein Dicker,
Ja, Mindwiz ist ein großer Epiter!

das wird, glaube ich, kein halbwegs Gebildeter im Ernste annehmen können.

Ich habe also den Namen Mindwiz nicht mißbraucht, sondern einfach gebraucht, und ich glaube nicht, daß mir das verwehrt werden kann. Denn diese Art der Kritik: Parodierung der Schreibweise mit Heranziehung des Namens ist eine in der Literatur längst gebrauchte, allgemein bekannte und durch die Tradition sanktionierte. Ist es nötig, an die Affäre Pustkuchen und Goethe (bei Gelegenheit der „Wanderjahre“), an Wilhelm Hauff und Claren („Der Mann im Monde“) usw. zu erinnern? Bringt der Kladderadatsch nicht fast in jeder Nummer parodistische Gedichte, welche er scherzweise einem bekannten Dichter zuschreibt? War nicht erst in einer seiner letzten Nummern eine Parodie der Thomasiichen Oper „Mignon“ enthalten, als deren Verfasser die Verfertiger des französischen Librettos Michel Carré und Aug. Barbier ausdrücklich bezeichnet waren, obwohl diese Persiflage natürlich im Redaktionsbureau des Berliner Witzblattes angefertigt war? Und das, was, solange überhaupt Parodien geschrieben werden, als statthaft und unangreifbar, was als eine in der Kritik feststehende Form allgemein betrachtet worden ist, das sollte gerade mir verwehrt werden? Ich begreife nicht, wie man die kostbare Zeit des hohen Gerichtsamts in Anspruch zu nehmen sich unterfängt, um es mit dergleichen Nichtigkeiten zu behelligen.

Doppelt unglücklich aber ist es, gerade bei den „Harmlosen Briefen“ in der Form der Kritik, wie ich sie dem Mindwizischen Epos gegenüber gebraucht habe, etwas Seltsames oder gar Strafbares zu erblicken. Wenn dies ein „Namensmißbrauch“, ein „Falsum“ ist, so ist die ganze Serie der „Harmlosen Briefe“, die, wie ich ohne Überhebung sagen darf, den Beifall der Presse und des Publikums gefunden hat, nichts anderes als eine ununterbrochene Kette von Fälschungen. Denn diese Form ist gerade in den „Harmlosen Briefen“ stereotyp. Um Dr. Max Hirsch wegen seiner beständigen Berufung auf die englischen Arbeiterverhältnisse zu persiflieren, teile ich eine Rede von ihm mit, die er natürlich nie gehalten hat, ich veröffentliche unter dem Namen Deust eine angebliche Depesche, die Graf Deust nie

hat schreiben können, den Anfang eines neuen Romans von Victor Hugo, den dieser nie schreiben wird, Verse aus dem „Rheingold“, die ich Richard Wagner zuschreibe, obwohl ich sie, wie man auf den ersten Blick sieht, selbst gemacht habe, usw. Kurzum, in jedem „Harmlosen Briefe“ habe ich, da ich der Ansicht bin, daß die Kritik in der von Prof. Mindwiz verflagten Form (Persiflierung der Schreibweise mit Hinzuziehung des Namens des Kritisierten) besonders wirksam ist, diesen Modus angewandt. Und kein Mensch hat es mir verargt. Eine Verurteilung meines Artikels wäre eine Verurteilung der literarischen Kritik in ihrer wirksamsten Gestalt. Und ich glaube nicht, daß das hohe Gerichtsam dazu seine Hand bieten kann.

Daß ich Herrn Prof. Dr. Johannes Mindwiz persönlich nicht im entferntesten zu nahe getreten bin, mich vielmehr ausschließlich mit ihm als „Dichter“ beschäftigt habe, soweit er der Öffentlichkeit angehört und der Öffentlichkeit unterliegt, ergibt sich aus dem Artikel von selbst. Ich komme daher, und unter Bezugnahme auf das von mir abgegebene Protokoll, naturgemäß zu dem Schluß: der hohe Gerichtshof wolle die Klage des Herrn Professor Mindwiz als grund- und bodenlos zurückweisen.

Gleichzeitig mit Lindau selbst reichte der Advokat, den er angenommen hatte, ein umfangliche Gegenschrift ein, worin er die Anklage „in strafrechtlicher Beziehung“ besprach. Auch er gliedert seine Entgegnung nach den genannten drei Klagepunkten. Unter dem aber, was er zur Widerlegung anführt, ist einiges, das schwerlich aus seinem eignen Gedankenkreise stammte, sondern ihm wohl von Lindau zur Verzierung seiner trockneren juristischen Darstellung suffliert worden war, also ebenfalls als Teil von Lindaus Verteidigungsschrift gelten kann.

So bemerkt der Anwalt hinsichtlich des ersten Klagepunktes: „Der vernünftige Zweck [der Kritik] liegt hier in dem Nachweis der Gefahr der Bildung sprachwidriger Reime für die deutsche Sprache, und man darf nur an Büchner, Voigt und Moleschott denken, um die Überzeugung zu gewinnen, daß deutsche Professoren noch viel größerer Dummheiten fähig sind, als der, die deutsche Sprache zu verhunzen.“ Hinsichtlich des zweiten Klagepunktes weist er darauf hin, daß Lindau erst seit einigen Monaten in Leipzig einheimisch sei. Wenn ihm trotzdem die angebliche Äußerung Mindwitzens (über den dritten großen Epiker) bekannt geworden sei, so sei das ein genügendes Zeugnis für ihre allgemeine Verbreitung. Auf keinen Fall enthalte das Gerücht eine Ehrenkränkung. „Überschätzung der eignen literarischen Leistungen mag zu den Schwächen der Schriftsteller gerechnet werden, aber sie ist nicht geeignet, diese in der allgemeinen Achtung herabzusetzen oder ihren guten Ruf zu gefährden. Den vollgiltigsten Beweis dafür bietet der Umstand, daß noch vor kurzem eine Straße in Leipzig Humboldtstraße benannt worden ist. Hat es aber jemals in der Welt einen verdienstvollen Gelehrten gegeben, der von der kleinlichsten Eitelkeit besessen war und seine Verdienste, wie groß sie auch immerhin gewesen sein mögen, doch noch weit überschätzte, so war es Humboldt. Seine Briefe an Barmhagen von Ense liefern davon reichlich Zeugnis, und doch ist dieser Mann nicht bloß in Leipzig, sondern in der halben Welt, und nicht bloß durch Straßen- und Platzbenennungen, sondern auch durch Stiftungen und Denkmäler in einer Weise geehrt worden, die an Vergötterung grenzt.“

Was endlich den dritten Klagepunkt betrifft, so tritt der Anwalt auch hier dem Irrtum entgegen, daß das mitgeteilte angebliche Bruchstück aus dem Epos „Die Völkerschlacht bei Leipzig“ geeignet sei, den Verfasser in der allgemeinen Achtung herabzusetzen. „Als ob die allgemeine Achtung von der Kunst bedingt wäre, gute Verse zu machen! So weit auch die Kunst, Verse zu machen, in Deutschland verbreitet ist, so fehlt doch viel daran, daß man sie allgemein verbreitet nennen könnte, und mit so großen Ehren unsre besten Dichter ausgezeichnet worden sind, so hat doch die allgemeine Achtung nichts damit zu tun. Noch leben Millionen, welche die Kunst, Verse zu machen, weder auszuüben noch zu schätzen wissen. Mit Ausnahme des Königlich preussischen Kultusministers ist kein einziger Minister im Norddeutschen Bunde bekannt, der sich mit Versen abgeben hätte, und schwerlich dürfte das Königliche Gerichtsamt die Behauptung aufstellen wollen, daß alle übrigen Minister der Ehre entbehrten oder in der allgemeinen Achtung um deswillen niedriger als andre stünden, weil sie keine Verse machen. . . . Die persönliche Ehre eines Menschen ist nicht davon abhängig, ob er gute oder schlechte Verse, zulässige oder unzulässige Reime macht oder nicht. Noch sind wir nicht bei chinesischen Zuständen angelangt, wo die Rangklassen durch die Gelehrsamkeit bestimmt und durch Examina erworben werden. Es wäre denkbar, daß Tennyson, der wohlbestallte Hofdichter von England, durch eine ähnliche Verhöhnung in seiner Amtsehre sich verletzt fühlen könnte. Hierzulande ist das unmöglich, weil wir keine bestallten Hofdichter haben, und weil Dr. Minckwitz auch nicht einmal bei der Universität als Professor der Dichtkunst, sondern als außerordentlicher Professor angestellt ist. Er kann mithin auch in seiner Amtsehre nicht dadurch beleidigt werden, daß ihm eine außerordentliche Leistung zugeschrieben wurde.“

Trotz dieser doppelten witzigen Verteidigung wurde Lindau „wegen mittels Pasquills begangener Verleumdung in ideeller Konkurrenz mit Beleidigung“ zu 25 Talern Strafe — davon 5 Talern wegen Rückfalls — verurteilt. Gegen dieses Erkenntnis erhob er sofort Einspruch, und in der öffentlichen Verhandlung, zu der es nun kam, wurde die Strafe auf 20 Taler herabgesetzt „unter Inwegfallstellung des Zusatzes von 5 Talern wegen angenommener Rückfälligkeit“. Hiergegen erhob Lindau die Nichtigkeitsbeschwerde. Diese wurde zwar von dem Oberappellationsgericht als „unerheblich“ verworfen, aber von dem Vergehen der Beleidigung wurde er freigesprochen und die Sache an das Bezirksgericht zurückverwiesen. Gegen das neue Erkenntnis, das nun folgte — 12 Taler Strafe — erhob er abermals die Nichtigkeitsbeschwerde, die aber diesmal als „unzulässig“ verworfen wurde. Alle diese Etappen des Prozesses wurden von seinem Anwalt mit umfangreichen Schriftstücken begleitet, deren Witz jedoch mit ihrem Umfange nicht zunahm („Getretener Quarz“ usw.).

Das große Epos von Minckwitz ist meines Wissens niemals im Druck erschienen. Der Dichter hat bis 1884 in Leipzig als außerordentlicher Professor gelebt, dann siedelte er nach Heidelberg über, wo er bald darauf gestorben ist.

Dem zukünftigen Verfasser einer Doktor-dissertation über Paul Lindau aber, die unzweifelhaft über kurz oder lang an irgendeiner deutschen Universität geschrieben werden wird, werden diese aktenmäßigen Mitteilungen sicher ebenso willkommen sein wie dem zukünftigen Herausgeber seiner „Sämtlichen Werke“ die hier mitgeteilte Stilübung aus dem März 1870.

Im übrigen: Aufrichtigsten Glückwunsch!

* *



Literarhistorische Rundschau

Von Heinrich Spiero

2



on den vortrefflichen neuen Ausgaben älterer Werke, die der Insel-Verlag veranstaltet, ist wieder einiges hervorzuheben. Zu den schmucken Zweimarkbänden, von denen ich einige erwähnte, sind jetzt die „Deutschen Sagen“ der Brüder Grimm in einer feinen Auswahl von Paul Merker hinzugetreten, und ihnen gesellt sich eine von Friedrich Ranke besorgte Auswahl aus „Des Knaben Wunderhorn“. Ein besonders Schmuckstück ist dann die Ausgabe von Grimmselshausens Abenteuerlichem Simplicissimus in drei Bänden, besorgt von Reinhard Buchwald und vor allem geschmückt mit verkleinerten Wiedergaben der vier meisterhaften Radierungen Max Klingers. Ich glaube zwar nicht mehr, daß heute jemand noch den Simplicissimus im ganzen genießen kann. Aber die schöne Handausgabe verleitet immer wieder zum Blättern und Naschen in diesem urtümlichen, vielfach rohen, vielfach aber auch großen Werk.

Von den Gesamtausgaben neuerer Dichter, die in den letzten Monaten hervorgetreten sind, habe ich die Jakob Julius Davids und Wilhelm von Polenzens hier eingehend gewürdigt, die Auswahl aus den Werken Adolf Sterns ebenfalls mehrfach empfohlen. Nicht zum Glück für den früh verstorbenen Dichter ist nun auch eine Ausgabe der ausgewählten Werke Otto Erich Hartlebens (bei S. Fischer in Berlin) erschienen. Otto Erich Hartleben hat uns allen hier und da viel Vergnügen gemacht, und die leichten Bändchen, die in seinen besten Jahren herausflatterten, waren amüsant, zuweilen anregend, von seinen Versen waren die besten in die neuern Anthologien übergegangen. Nun bringt die dreibändige, vortrefflich ausgestattete Ausgabe die Verse ganz. Sie sind immerhin eine interessante, nur merkwürdig kühle Sammlung, in der Form überall vollendet, vielfach geradezu Platen angenähert, aber ohne einen starken, persönlichen Ton. Die Prosa aber und die kleinern Dramen enttäuschen. Bierzeitungshumor und ganz fein erzählte, aber herzlich unbedeutende Studentengeschichten so als Ernte eines Dichterlebens gesammelt zu sehn, wirkt nicht recht